

Besuch bei Max Hölz von Erich Weinert

An einem kalten, nassen Oktobertage fahren wir mit dem Auto nach Sonnenburg.

Einsam und neblig liegt die Chaussee bis Müncheberg. Da schlägt sie ein paar romantische Kurven durch den Hügelland. Der ist schwanger von nassem Dunst. Dann ist wieder meilenweit nichts zu sehen als die starre Perspektive der Landstraße, die weit vorn im Nebel aufgeht.

Gegen Mittag schnurren wir durch einen langweiligen Vorort von Cüstrin. Hinter der Oder wird die Straße eng; wir fahren um die Festungswerke herum. Aus den stehenden, faulen Festungsgräben erheben sich die kantigen, schon halbherabgebröckelten Klumpatsche von Außenwerken und glotzen aus ihren Schießlöchern. Aus den Kasematten riecht es nach Feme. In der engen Stadt hinter diesen Blöcken muß eine Luft sein wie in einem Hause, das den Schwamm hat. Da stoßen die kleinen Winkelstraßen ineinander, wo die Charaktermajore mit der Erlaubnis zum Tragen der Uniform des zigten Regiments Sonntags zum Kirchgang ihre Souvenirs spazieren führen. Sumpfluft.

Wir lassen die Kasematten rechts liegen und fahren durch eine Landhaussiedlung mit dem stolzen Namen „Bastion Kronprinzessin“.

Aus einer Gartentür kommt eine gebügelte Windjacke mit Vereinsabzeichen. Ein miles gloriosus aus Buchruckers wilder verwegener Jagd. Kleine, schofle Abziehbilder von 1813! Das darf sein Exerzierreglements Gesicht frei herumzeigen, das darf in der Stadt seinen Kyffhäusergeruch verbreiten. Diesem Wach- und Schießverein des Vaterlands kann es ja nicht schlecht gehen. Ihr Putschmajorchen ist ja auch wieder amnestiert. Der sitzt vielleicht eben beim Frühschoppen im Kreise uniformierter Handlungsgehilfen und erzählt dicke Sachen aus

seiner Festungszeit. „Herr Wirt, noch ne Lage fürs Batalljon! — Antreten in Kompaniekolonne! — Also einjedenk...“

Cüstrin liegt schon weit hinter uns im Nebel. Die Gegend wird unheimlich. Auf beiden Seiten der Chaussee meilenweit nichts als quatschnasse Warthebrüche. Die Kleinbahn schläffert mit leeren Wagen neben der Landstraße her. Eine Meile lang nichts, nichts! Zuchthauslandschaft!

Weit hinter uns, in Cüstrin und Landsberg, sitzen die amnestierten Spitzbäuche auf den Sofas in den guten Stuben und rauchen ihre dicken Zigarren. Weit vor uns, wo die Chaussee am Horizont auf einen dämmrigen Knoten zuläuft, das finstere Sonnenburg, wo seit über sechs Jahren ein unschuldiger Mensch zwischen seinen vier engen Wänden hockt, für den die repräsentativen Gehröcke der Republik keine Zeit und keine Liebe mehr übrig haben.

Wir sind da. Vor einem niedrigen Gasthof halten wir.

Drinne sitzt etwas uniformiertes Subalternes in lemurenhafem Schweigen. Es sind die verwunschenen Bedienten der Dame Justitia, die da in der Nebenstraße ein so großes Haus führt.

Über ihnen an der Wand hängen zwei gemalte Haussegel.

„Sup di voll un fret di dick, un holl dat Mul von Politik!“

„Wir sind nur Gast auf Erden, vergeßt das Leben nicht!“

Und darunter nun die grauen Blicke der Gerechtigkeitsfriedhofswärter! Vergeßt das Leben nicht! Fünf Minuten weiter ruhen achthundert vergessene Leben. Arme Gäste auf Erden, die ihre Rechnung einmal ohne den Wirt, beziehungsweise ohne die Wirtin, die noble Dame Justitia, gemacht haben. Oder sie haben dat Mul nich von Politik jehollen.

Am Rande des Ortes liegt das Zuchthaus. Man kann es von der Straße aus nicht sehen; Riesenkastanien überwachsen die Vorgebäude. Der einsame Vorhof schläft in der Herbstregenluft. Das Propyläum zum Tempel des ewigen Schweigens!

Der Diensthabende fragt kurz und streng durch den Fensterspalt. „Zu wem? — Zu Hölz? — Die Besuchserlaubnis bitte!“ Das Fenster schließt sich wieder.

Zehn Minuten stehen wir vor der eisernen Tür. Kastanienfrüchte klacken auf das nasse Pflaster und lassen ihre glänzenden, goldbraunen Kugeln herausspringen.

Die schwere Tür geht auf. Da liegt das große kalte Gebäude mit seinen tausend schwarzen Augenlöchern. Ein Häftling im braunen Kittel, der auf dem Hofe Arbeit verrichtet, starrt uns unverwandt an. Ein Schatten aus der Unterwelt.

Wir werden ins Besuchszimmer geführt. Da eben kein Wärter frei ist, müssen wir uns längere Zeit gedulden. Vom Fenster kann man den innern Anstaltshof übersehen. Gefangene gehen zu zwei und zwei mit Eßgeschirren, hinter ihnen ein Mann mit einem Gummiknüppel am Koppel. Ein noch junger Gefangener kommt mit einem leeren Eimer über den Hof. Er wirft einen zufälligen Blick nach unserm Fenster. In diesem Augenblick zuckt er in allen Gliedern zusammen, so daß ihm der Eimer aus der Hand fällt. Dann läuft er eilig mit geducktem Kopf weiter, immer noch zum Fenster heraufschielend. Armer Schatten!

Aber auch die Wärter haben etwas von diesem Unterweltsblick. Ich habe den Eindruck, daß sie selbst Opfer dieser schweigenden Klausur geworden sind. Einige sind schon seit Jahrzehnten hier beschäftigt. Ungütige Gesichter unter ihnen sind mir nicht begegnet. Aber auf allen lag so etwas wie der „Ernst des Lebens“, wie ihn alte Schulmeister haben, die an der Besserung der Welt arbeiten.

Es kommen Schritte den Gang herauf. Man hört eine Stimme draußen: „Hölz, Sie haben Besuch!“

Die Tür geht auf. Ein Oberwärter führt Max Hölz herein. Er lacht aus frischen Augen und drückt uns herzlich die Hände. Das erste lebende Wesen in diesem Schattenreich.

Wie unerschöpflich muß die Seelenenergie dieses prächtigen Menschen sein, der sechs Jahre und vier Monate, gleich sechsundsiebzig Monaten, gleich zweitausenddreihundert Tagen, auf seinem Wandbänkchen sitzen muß und dennoch nicht eine Spur von jener bleiernen Resignation zeigt, die hier herumgespenstert.

Von seinen Händen, obwohl eiskalt vor Erregung, geht eine Wärme aus, die das eingefrorene Herz des Besuchers auftaut.

Er spricht lebhaft und impulsiv; seine Augen glänzen. Es hat sich nachträglich in den Akten über seinen Fall eine solche Fülle Entlastungsmaterial gefunden, daß nach seiner Meinung das Wiederaufnahmeverfahren gar nicht von der Verurteilung des Bergmanns Friehe abhängig gemacht zu werden braucht. Aber Gottes Gerechtigkeitsmühlen mahlen langsam, wenn es sich nicht um Putschmajore handelt.

Der Wärter sitzt schweigend in der Ecke des Zimmers. Er ist neutral. Für ihn ist das nicht der historisch gewordene Volkstribun Max Hölz, auf dessen Kommando sich einst Vogtland und Mitteldeutschland erhoben, für ihn ist das der Strafanstaltsinsasse Hölz, Einzelhaft, lebenslänglich. Aber trotz dieser sachlichen Strenge, die sein beamtliches Gesicht verhüllt, dämmert doch zuweilen hinter seiner Strafvollzugsmiene ein leises Bedauern auf, das aber von dem staaterhaltenden Gedanken „Ordnung muß eben sein“ schnell wieder verschleucht wird.

Wer Max Hölz einmal gegenüber gegessen hat, wird sein Antlitz nie wieder aus dem Gedächtnis verlieren. Es ist weder etwas in diesen prachtvollen Zügen, das an tribunales Pathos, noch etwas, das an doktrinären Fanatismus erinnerte. Nur eine unbesieglige schöpferische Menschlichkeit und Güte leuchtet aus diesen Augen. Ich kann es verstehen, daß, wenn er seine Faust hebt, hunderttausend Fäuste sich begeistern mitheben, daß hunderttausend erloschene Leben sich entzünden, wenn er mit seinem glühenden Leben unter sie tritt.

Er sprach sich seine Einsamkeit von der Seele. Wir sagten fast nichts. Ich glaube beinahe, er wollte keine Pausen eintreten lassen, damit bei uns keine mitleidige Stimmung aufkomme.

Zum Abschied küßte er uns. Als wir schon am Ende des Ganges waren, stand er noch in seinem braunen Kittelchen neben dem Wärter und lachte und winkte uns nach.

Als wir wieder im Regen an der eisernen Tür standen, war uns recht zum Heulen zumute. Nicht mehr so aus Mitleid, mit dem wir gekommen waren, sondern mehr aus einer Rührung, die der Freude nicht unähnlich ist. Einen Menschen zu wissen, den eine elende Gesellschaftsordnung unschuldig leiden läßt, und der dennoch so voll ist vom Lichte des Glaubens an eine freiere Zukunft!

Die Weltbühne, Nr. 48/1927.